

A: Japan und Deutschland
im kulturellen Vergleich
(Japan and Germany in Cultural Comparison)

A 1: Aspekte der japanischen Kultur
(Aspects of the Japanese Culture)

Zusammenspiel von kollektiver und individueller Identität als Merkmal japanischer Kultur¹

Kenichi Mishima

In unserer Zeit der internationalen Verflechtung und der zunehmenden menschlichen Mobilität über die Grenzen hinweg wird immer mehr Menschen immer öfter die Gelegenheit gegeben, die früher nur die Auserwählten genießen durften, nämlich andere Kulturen, andere Gesellschaften, d.h. Menschen mit anderen Werten und Normen, mit anderen Persönlichkeitsstrukturen, mit anderen Deutungs- und Denkmustern kennenzulernen. Sie geraten auch in die Situation, diese anderen Kulturen über das bloße Kennenlernen hinaus verstehen zu müssen, meistens im vorwissenschaftlichen Bereich des Alltags, um sich mit den Angehörigen dieser anderen Kulturen über anstehende Probleme, also in der Sache, verständigen, um auch mit ihnen ihr Handeln koordinieren zu können.

Um diese Andersartigkeit ist es aber eigentümlich bestellt. Fast jeder spürt sie, wenn er z.B. in ein anderes Land reist. (Es gibt allerdings inzwischen Menschen, die, selbst Produkte der internationalen Monokultur, nicht mehr fähig sind, das Fremde als Fremdes wahrzunehmen). Mit einer Dosis Flexibilität, die man in der komplexen Gesellschaft zu Hause ohnehin gelernt haben muss, kann man sich sogar in einer fremden Kultur einigermaßen zurechtfinden. Aber wenn man versucht, das Anderssein im Vergleich zur eigenen Kultur sich selbst und den anderen verständlich zu machen, und zwar im Medium der Sprache - und das tut fast jeder, wenn auch ganz laienhaft und unsystematisch, oft in Form eines Feierabendrätsonnements - dann merkt man auch - bei genügender Sensibilität -, dass dieses Handgreiflich-Konkrete der Unterschiedlichkeit doch sehr schwer in allgemeine bzw. verbindlich-plausible Kategorien zu bringen ist. In der deutschen Kolonie in Japan, in der japanischen Kolonie in Deutschland ist die Diskussion über das Fremde und das Eigene oder,

¹ Dieses Kapitel wurde erstveröffentlicht in: Kornadt, H.-J. & Trommsdorff, G. (Eds.). (1993). Wir danken für die Abdruckgenehmigung durch die Herausgeber und den Verlag.

plakativer: über das Okzidentale und das Ostasiatische, tatsächlich ein Tagesgespräch. Aber oft bleibt alles beim Episodenhaften oder bei einer voreiligen Verallgemeinerung von zufälligen Erfahrungen, die leicht bestätigt, aber genauso leicht widerlegt werden können. Auch ist die Gefahr groß, sich Kultur und Gesellschaft des Gastlandes aus Ressentiment, d.h. wegen eines gescheiterten Versuchs des Sich-Hineinlebens oder aus überschwänglicher Sympathie, einfach in der eigenen Vorstellung gleichsam zusammen- bzw. zurechtzustutzen, wie die Japaner es mit Bonsai tun.

Man merkt ferner mit einer gewissen reflexiven Haltung, dass der Interpretationsrahmen für die Erfahrung einer anderen Kultur letzten Endes in der eigenen Muttersprache, d.h. in der eigenen Geschichte seine Herkunft hat und dass die Spezifität, die das Fremde zum Fremden macht, in den vermeintlich allgemeinen Kategorien, die sich wegen ihres Gebundenseins an die eigene Umgangssprache aber oft als besondere Kategorien erweisen nur unzureichend dargestellt werden kann, dass hier zumindest ein Zirkel vorliegt. Im Gegensatz zum analytischen Verfahren müssen allgemeine Begriffe ihre Formalisierung rückgängig machen und sich an die Besonderheit des Gegenstandes anzugleichen versuchen, ohne dabei an Verbindlichkeit einzubüßen.

Die komplexe Situation dieser Alltagshermeneutik ändert sich auch nicht, wenn man sich nach langem Anlauf in einer Kultur fast zu Hause wähnt, beispielsweise der Landessprache mächtig geworden ist. Man hat immer noch große Schwierigkeiten, das Unterschiedliche in plausibler Form darzustellen. Sie wächst sogar, je länger man vor Ort gewesen ist. Man hat inzwischen Vielfältigkeit bzw. Vielschichtigkeit innerhalb der Zielkultur am eigenen Leib erfahren. Man kann sich nicht mehr der Frage entziehen, ob überhaupt die japanische Kultur oder die deutsche Kultur eine in sich geschlossene Einheit darstellt, genauso wie einst Marcuse in seiner Kritik an Wittgenstein sich gefragt hat, ob das Wort »England« oder die philosophische Fakultät der Universität Harvard ein Satzsubjekt werden kann, dem man verschiedene Attribute zuspricht. Man findet jede journalistische Darstellung, die ein von der Heimat her Zugereister nach drei Wochen Aufenthalt in Buchform vorlegt, falsch, schablonenhaft, vereinfacht, aus der Luft gegriffen, kann jedoch selbst kein Buch mehr über das Gastland schreiben. Die Frage, die hinter all diesem

steht, betrifft uns alle, nämlich die Frage: Wo und in welcher Weise grenzt sich eine kulturelle Einheit als solche von einer anderen ab?

Die angedeutete Schwierigkeit ändert sich auch dann nicht wesentlich, wenn man beide Kulturen, die eigene und die fremde, wissenschaftlich, d.h. in methodisch abgesicherter Form zu vergleichen versucht. Mit empirischen Daten - Ergebnissen von Umfragen über das Lehrer-Schüler-Verhältnis, die Mutter-Kind-Beziehung, aber auch die Daten, die über die gesellschaftliche Makrostruktur relativ Wesentliches aussagen wie durchschnittliche Löhne und Rentensumme, Sparaufkommen, Scheidungs- und Selbstmordquote, Zahl der Studenten, Zahl der gewerkschaftlich organisierten Arbeiter - ist man schnell bei der Hand. Die Daten verdanken wir den gleichen historischen Voraussetzungen, die die zivilisatorische Einheitskultur geschaffen haben, die paradoxerweise den Kulturvergleich als möglich und nötig erscheinen lassen. Derartige Daten sind sicherlich unentbehrlich; man kann vieles damit erklären, z.B. die Firmentreue der Japaner durch die hohe Summe von einmaligem Abfindungsgeld, das man beim Abschied von der Firma sozusagen als Honorar für die aufgebrachte Geduld bekommt und das gleichzeitig schlecht ausgebaute soziale Sicherheitsnetz, wobei man doch nicht sicher sein kann, ob nicht eine irgendwie historisch vermittelte Einstellung der Japaner gegenüber Arbeit und Beruf solche institutionellen Regelungen selbst erst hervorgebracht hat - das ist wie die berühmte Prioritätenfrage von Henne und Ei.

Man sollte sich also nicht damit begnügen, sozusagen aus der Vogelperspektive die in Daten fassbare Struktur zu beschreiben, sondern man sollte eher versuchen, die Insider-Sicht, gleichsam die Froschperspektive, zu rekonstruieren, z.B. wie der Alltag in einer anderen Kultur im Medium einer anderen Sprache interpretiert wird. Hier müssten empirischer und hermeneutischer Zugang miteinander vermittelt werden. Das ist allerdings leichter gesagt als getan. Denn der Forscher kann, auch wenn er sich ständig in Kommunikationsgemeinschaft mit den Kollegen seiner Zielkultur befindet, den Horizont seiner Umwelt, in der er sozialisiert wurde, nicht einfach überschreiten. Trotzdem bleibt die Hoffnung bestehen, dass gerade in dieser internationalen Kommunikation der Forscher, wo die Vertreter der beiden Kulturen mit ihren alltagsmäßigen Kenntnissen der eigenen kulturellen Spezifität zusammenkommen, die Möglichkeit steckt, formale Kategorien auszuarbeiten, mit deren Hilfe man zwei

Kulturen in ihrer Unterschiedlichkeit doch erfassen kann, und zwar jeweils in Bezug auf die kulturelle Reproduktion, soziale Integration und Sozialisation.

Und methodisch wie inhaltlich kann diese Themenstellung noch spannender werden, wenn es eher um den Vergleich zwischen Industrienationen geht als um den zwischen einer entwickelten und einer noch nicht industrialisierten Gesellschaft. Denn in dem hochentwickelten, vielfältig differenzierten Gesellschaftszustand, den wir im sog. Westen haben, hat das, was man Lebensformen bzw. -Stile nennen könnte, immer mehr an Bedeutung gewonnen. Trotz der Konformität im »äußeren« Zustand der Gesellschaft findet sich eine Vielfalt von sowohl intra- als auch interkulturell verschiedenen Lebensformen, trotz der abstrakten Ähnlichkeit auf der Ebene der Institutionen bleibt die konkrete Andersartigkeit im Leben des Alltags bestehen.

Das ist der Grund, weshalb uns die Sozialisationsthematik aus interkultureller Sicht so aktuell erscheint. Die äußere Konformität hat unser Auge für das geöffnet, was doch unterschiedlich geblieben ist und damit zu einer jeweils anderen Möglichkeit der sozialen Integration beiträgt, also für jene Dimension, die den Charakter einer Gesellschaft prägt. So gesehen, sollte man den Sozialisationsbegriff sehr weit fassen, also nicht nur im Sinne des Hineinwachsens der Kleinkinder in die institutionell geregelte Welt der Erwachsenen (hier tut empirische Forschung not), sondern auch im Sinne der allmählichen Teilhabe an dem umgangssprachlich vermittelten, lebensweltlichen Hintergrundwissen (hier sind hermeneutische Verfahren unerlässlich). Besonders im Hinblick auf die japanische Situation möchte ich sagen, dass nur in dieser umgangssprachlich vermittelten, quasi vorinstitutionellen Gemeinsamkeit wurzelnd bzw. auf ihr fußend auch die Institutionen funktionieren.

Die Unterschiedlichkeit in der Sozialisation lässt sich m.E. folglich besonders gut daran veranschaulichen, wie die gesellschaftliche Modernisierung in der Mikroszene des Lebens, in dem sinnhaft aufgebauten Alltag, wo die Sozialisation stattfindet, verarbeitet wird, also wie die verschiedenen Sphären des modernen Lebens lebensweltlich, d.h. in dem historisch gewordenen kulturellen Milieu zusammengehalten werden und wie damit unsere in der modernen Gesellschaft zerbrechliche Identität aufrechterhalten wird.

Wenn man die Sozialisation unter dem Aspekt der allmählichen Teilhabe an der umgangssprachlich artikulierten Lebenswelt betrachtet, dabei unter der Lebenswelt jene Dimension versteht, auf der das institutionell nötige (für die moderne Gesellschaft unverzichtbare) Auseinanderhalten verschiedener Lebenssphären gerade aufgrund der Integrationskapazität der Umgangssprache noch nicht vollzogen ist, und wenn man dann mit der interkulturellen Sicht ernst macht und die Reibungsfläche der traditionell eingespielten Lebensformen und der modernen Verhaltensweisen ins Blickfeld treten lässt, dann gerät z.B. das vielberedete japanische Gruppenbewusstsein in ein anderes Licht als üblich. Es braucht nämlich nicht unbedingt die Individualität zu gefährden, wie man es oft in Europa annimmt.

Wenn man das Leben des Alltags in Japan mit »westlichen« Augen sieht, dann fallen vor allem jene Phänomene auf, die man mangels besseren Ausdrucks schlecht oder recht mit »Gruppenbewusstsein« bzw. »Kollektivdenken« erklären könnte, also die Phänomene, die sich als eine Vermischung von verschiedenen Lebens- bzw. Gesellschaftssphären verstehen lassen, welche sich im Westen im Zuge der Modernisierung auseinanderentwickelt haben. Davon gibt es genug Beispiele, angefangen von der staatlichen Förderung und hintergründig-undurchschaubaren Lenkung der Privatwirtschaft über Bestechungsaffären bei öffentlichen Wahlen, über die lange eingespielte, gut funktionierende Methode der vor- bzw. außerrechtlichen Lösung eines Rechtsstreits (»jidan« genannt)², über die Heiratsvermittlung bzw. -empfehlung durch Vorgesetzte bis hin zur regen Teilnahme an den von Firmen organisierten Freizeitprogrammen.

Das Private und das Öffentliche, der Staat und die Privatwirtschaft, die Arbeit und die Freizeit, überhaupt Sache und Person scheinen in Japan nicht so getrennt zu sein, wie es einer modernen Gesellschaft angemessen wäre. Wenn diese Kategorien doch bei uns einigermaßen eingebürgert sind, bleiben sie letzten Endes ein dem Alltagsleben mit seiner Eigendynamik übergestülpter Raster, der nur in kritischen Fällen als Verbindliches zu Tage tritt. Viele Phänomene sind dabei sehr doppeldeutig. Einmal können sie Bereicherung sein und Resistenz zeigen gegen die Versachlichung westlicher Provenienz,

² Der ehemalige Justizminister Schmude wollte übrigens darüber eine Sonderforschung anlaufen lassen, um das mit Bagatelldfällen vollgestopfte deutsche Gerichtswesen zu entlasten.

ein anderes Mal können sie »vorausklärerische« Züge der Rückständigkeit bedeuten. Bei einer mit Fingerspitzengefühl und Umsichtigkeit eines Vorgesetzten zustande gekommenen Ehe braucht das Ehepaar seine Vorgeschichte nicht zu verschweigen im Gegensatz zur Eheschließung mittels Heiratsanzeige. Andererseits kann die Auflösung dieser »entindividualisierten« Ehe auf die Karriere der Partner ganz negative Wirkungen haben.

Auf alle Fälle macht dieses Ineinandergreifen von eigentlich getrennt zu haltenden Lebenssphären, diese Konfusion, einen vom Westen her Angereisten stutzig, denn sie scheinen in westlichen Augen in krassem Gegensatz zum Konzept des Individuums zu stehen, dessen Herausbildung doch als ein Ergebnis der kulturellen Modernisierung gilt. Abgesehen davon, dass auch in Europa die Trennungslinien zwischen den verschiedenen sozialen Bereichen im Alltag nicht so scharf gezogen sind (am Arbeitsplatz erzählt doch fast jeder seinen engen Mitarbeitern, wohin er mit seiner Familie, also privat, im nächsten Urlaub fährt), abgesehen davon, dass es trotz aller Versachlichung lebensweltliche Nischen verschiedenster Art gibt, hat die erwähnte Konfusion, ja Amalgamierung unverwechselbar japanische Züge, so dass viele Westler dazu neigen, sie mit dem bewährten Muster »modern« und »vormodern« zu erledigen oder mit dem Etikett »Reste der feudalen Gesellschaft« abzutun. Mit einer vorschnellen Anwendung dieser Kategorien wird allerdings der Möglichkeit der Weg versperrt, die Insider-Sicht - damit meine ich die Werte und Normen, die Deutungs- und Denkmuster einschließlich naiver Persönlichkeitstheorien und ihr Verhältnis zu äußerlich modern gewordenen sozialen Institutionen und deren Anforderungen, schließlich die Art und Weise der gesellschaftlichen Integration, die bestimmt ganz anders ist als in Mitteleuropa - zu rekonstruieren. Es wird also mit westlichen Interpretationen, in denen auch die negative Bewertung, Distanzierung (»es ist zwar interessant, aber wir können nichts davon lernen«) oder aber auch die emotionale Anteilnahme mitschwingt, schließlich der Möglichkeit der Weg versperrt, die japanische Gesellschaft als eine andere, auch ihrerseits in sich problematische Form der Modernisierung zu verstehen.

Damit alles nicht so abstrakt bleibt, möchte ich hier einige konkrete Beispiele anführen, die allerdings wiederum relativ beliebig sind. Was geschieht, wenn z.B. ein Abteilungsleiter einer Firma oder sogar ein ehemaliges Vorstandsmitglied, das mit der betreffenden Fir-

ma nichts mehr zu tun hat, gestorben ist? Sofort wird das für solche Angelegenheit zuständige Referat innerhalb der Firma informiert, das Leute zum Haus des Verstorbenen schickt, bevor die sterblichen Überreste aus dem Krankenhaus zurückgekommen sind. Diese Personen übernehmen oft mit einem Vertreter der Leidtragenden, der in vielen Fällen kein unmittelbarer Verwandter des Verstorbenen ist, die ganze Organisationsarbeit. Das klingt ein wenig verblüffend. Ein solches Ereignis bedarf aber tatsächlich großer Organisationskunst, für die so etwas wie ein Krisenstab gebildet werden muss. Denn zum Beileidsbesuch und zur Begräbnisfeier kommen nicht nur alte Freunde, ferne und fernste Verwandte, die sich oft erst dort kennenlernen, sondern auch die Vertreter derjenigen Firmen, die mit der Firma, in der der Verstorbene arbeitete, Geschäftsbeziehungen unterhalten, obwohl diese Vertreter oft den Verstorbenen nie gekannt haben. Kurz nach dem Tod wird also das ganze Netz der gesellschaftlichen und geschäftlichen Beziehungen sichtbar, in dem sich der Betreffende als ein kleines Kettenglied befand, und das sind Beziehungen, die die Leidtragenden oft nicht ganz vergegenwärtigen können, was wiederum für die Gäste peinlich sein kann. Da braucht man erfahrene Mitarbeiter, um den Besucherstrom richtig steuern, die Besucher je nach ihrem sozialen Status richtig behandeln und »durchschleusen« zu können. Außerdem wird Beileidsgeld mitgebracht; dafür werden die Gäste von der leidtragenden Familie mit Essen und Alkohol bedient. Es wird mit viel Gerummel und Gequassel ein rauschendes Fest in trauriger Stimmung veranstaltet. Dazu braucht man Personal. Und sämtliche Handlungen sind dabei stillschweigend durch einen Verhaltenskodex reguliert, also stark ritualisiert. Und in diesem Ritual können die allernächsten Verwandten des Verstorbenen eine Zeit lang ihre Trauer verdrängen, weil auf solche Weise »Seken«³ präsent ist (auf Japanisch heißt es: »Das Auge von Seken macht sich bemerkbar«), weil sie durch die Bedienung und Betreuung alle Hände voll zu tun haben. Auf alle Fälle ist hier die auf Profit orientierte, auf Effektivität hin arbeitende moderne Institution, die Aktiengesellschaft heißt, auch im allerprivatesten, ja allerexistentiellsten Geschehen präsent, aber in einer Weise, die nicht profitorientiert ist. Es scheint, als ob hier die ganze Nachbarschaftshilfe einer Dorfgemeinschaft, in der sich diese Lebenssphären noch

³ „seken“ bedeutet so viel wie »Gesellschaft, zwischenmenschliche Beziehung«.

nicht aussonderten, in die Großstadt verlegt und weiterhin praktiziert würde. (Eigentlich musste man an dieser Stelle ausführlicher auf den Unterschied zwischen Provinz und Stadt eingehen.) Hat sich die betreffende Firma dabei nicht intensiv genug engagiert, kriegt sie das Attribut »kalt« zugesprochen: man sagt »Tsumetai kaisha nee« (Ist doch eine kalte Firma). Zur Hochzeit einer jungen Sekretärin einer Firma muss der Vorstandsvorsitzende, auch wenn er sie gar nicht kennt, per Telegramm gratulieren - dafür gibt es in der Firma zuständige Sachbearbeiter. Es geschieht weitgehend aus Prestige Gründen, weil damit geladenen Gästen demonstriert werden kann, welche gute Herkunft die Braut hat. Das Telegramm wird nämlich von dem Conferencier verlesen.

Dass die Mitarbeiter einer japanischen Firma auch in der Freizeit ganz intensive Beziehungen miteinander pflegen, ist auch im Westen wohl bekannt. Darüber brauche ich nicht viele Worte zu verlieren. Ein Blick in Tokyoter Kneipen am Feierabend oder auf sonntägliche Golfplätze wird das einfach bestätigen. Eine Untersuchung von NHK, dem japanischen Staatsrundfunk, hat gezeigt, dass erstaunlich viele Japaner intensivste Beziehungen gerade mit ihren Arbeitskollegen denen mit Verwandten oder gar mit Nachbarn vorziehen.

Die Beispiele lassen sich beliebig vermehren: Es gibt Firmen-Undōkai, also Sportfeste, bei denen es ganz bunt und hoch hergeht wie bei Kundgebungen politischer Parteien. Oder ich weise nur nebenbei auf die starke Gruppenbildung von Absolventen der gleichen Universität oder Schule hin. Interessant ist, wie die Schüler dazu gebracht bzw. dressiert werden, sich in Gruppen integrieren zu lassen. Dazu vielleicht doch eine kurze Erläuterung: Beispielsweise wird eine Grundschulklasse je nach ihrer Größe in vier oder fünf Gruppen aufgeteilt; spielerisch werden sie Wagen Nr. 1., 2. usw. genannt. Und Testergebnisse, die eigentlich individueller Natur sind, werden nun oft gruppenweise verglichen, so dass derjenige, der persönlich schlecht abgeschnitten hat, doch ein Siegesgefühl teilen könnte. Jede Gruppe stellt einen Gruppenführer (Hanchō), der nach einer bestimmten Zeit turnusmäßig von einem anderen Gruppenmitglied abgelöst wird, so dass praktisch jeder einmal die Führungsrolle spielt. Ein Stück Egalität, gemischt mit raffinierter Dressurtechnik und, wenn man will, mit einigen Repressalien - so könnte man dieses Vorgehen charakterisieren.

Ich hoffe, dass solche Beispiele die große Neigung der Japaner verständlich machen, gesellschaftliche Institutionen bis hin zum Staat durch Kategorien der Primärverhältnisse zu interpretieren, um auf diese Weise eine emotionale Identität mit der jeweiligen Gruppe bzw. Institution herzustellen. Es muss nach allgemeiner Auffassung alles familiär zugehen, wobei man sich nicht im Klaren ist, was überhaupt dieses Adjektiv bedeuten kann. Denn die Vorstellung »Familie« im Sinne der bürgerlichen Kleinfamilie, wie sie sich in Europa im Prozess der kapitalistisch geprägten Modernisierung herausgesondert hat, kann im Japanischen höchstens nur partiell dem umgangssprachlichen Ausdruck »familiär« (kateiteki) zugrunde liegen. Und nach unserem modernen Sprachgefühl kann die Tradition des konfuzianistisch-feudalen strengen Hausbegriffs mit einer patriarchalischen Ethik als Eckpfeiler des Herrschaftssystems auch höchstens nur die durch die Jahrhunderte hin sedimentierte Grundsicht darstellen, die manchmal durchschimmert, von der aber keine so große direkte Nachwirkung zu spüren ist. Ich habe eher die Vermutung, dass die Betonung des Familiären, des Gruppenmäßigen, und die daraus resultierende Vermischung von verschiedenen Lebenssphären (und die in Europa schwer vorstellbaren Legierungen) die Reaktion der Japaner auf die institutionelle Modernisierung ist, um so verschiedene Stoßdämpfer und Auffangmechanismen gegen die mit der Industrialisierung verbundenen Drücke einzubauen. Dass solche »familiären« Denkmuster als besondere Merkmale des japanischen Firmenmanagements hervorgehoben werden, die zum besseren Funktionieren des modernen Gesellschaftssystems, und damit meine ich zur Profitmaximierung, beitragen, sollte man im vorliegenden Zusammenhang nicht extra anprangern, weil das ohnehin in den gesellschaftskritischen Kreisen geschieht. Sehr illustrativ sind diesbezüglich die Schlagworte oder Leitsprüche großer Firmen, die oft beim allmorgendlichen Ritual nach gemeinsamer Gymnastik von den Mitarbeitern im Chor aufgesagt werden (was deutschen Journalisten und Fernsehreportern gutes Sketch-Material liefert), z.B.: »Wir müssen den Geist der Harmonie gedeihen lassen, kooperativ und in Einigkeit an die Arbeit gehen« (HITACHI); »Andere Menschen berücksichtigen, umsichtig sein, einander behilflich sein, bereit sein zum Nachgeben« (KAWASAKI); »Wir werden automatisch florieren, wenn wir nicht direkt an Profit denken, sondern versuchen, die Waren zu produzieren, die sowohl den Menschen als auch der Gesellschaft nützlich sind« (RICOH).

Diese Betonung des Familiären kann auch ganz andere Formen annehmen, dann nämlich, wenn das Leben in der Firma, deren Struktur und Aufbau, in militärischen Kategorien gefasst wird. Der Vorstandsvorsitzende wäre Oberbefehlshaber, Abteilungsleiter sind Divisionsführer, Referatsleiter kommandierende Offiziere an der Front. Der Offizier und sein Fußvolk feiern gern in der nächsten Kneipe in Tokyo in einer bierseligen Atmosphäre, und es werden die ewig gestrigen Kategorien strapaziert: Aufopferung, Schicksalsgemeinschaft, mit Dir bis in den Tod hinein. Deshalb braucht man aber keine Militarisierung des Denkens zu befürchten. All das stellt lediglich Variationen gruppenbezogenen Denkens dar, die man einfach so durchspielt.

Diese in den Kategorien der Primärverhältnisse ablaufenden Denkmuster legen, wie bereits angedeutet, eine starke Identifikationsbedürftigkeit der Japaner nahe, die die beschriebene Verschwommenheit in der Trennung von Lebenssphären zur Folge hat. Die Institutionen bemühen sich ihrerseits darum, unter vorläufiger oder scheinbarer Abwendung von den Prinzipien, nach denen sie arbeiten sollen, dieses Ineinandergreifen in ihrem Bereich zu realisieren.

All das bedeutet, dass das japanische Ich sich selbst immer in Beziehung mit dem Kollektiv sehen möchte. Die Selbsteinschätzung richtet sich danach, wie weit man in eine Gruppe integriert ist und ob man in der jeweiligen Gruppe eine wichtige Funktion erfüllt oder nicht. Und die Gruppe selbst muss wiederum für die Funktion der Gesellschaft wichtig sein. (Dem hier in Deutschland üblichen Vereinsleben kann bei uns nur eine Kompensationsfunktion bei mangelnder Identifikation mit einer wichtigen Institution zugeschrieben werden.) Das japanische Ich fühlt sich deswegen unsicher, wenn es auf eigene Verantwortung, d.h. nach internalisierter Gewissensnorm, individualistisch eine Entscheidung, sei es eine noch so private, treffen muss. Man guckt ständig herum, was die anderen machen, oder -auf japanisch - was in »seken« gemacht wird. Weil in »seken« Hochzeit so gefeiert wird, weil in »seken« die Begräbnisfeier so organisiert wird, muss man selbst alles im Kielwasser von »seken« machen, auch wenn es in den eigenen Augen nicht so rational, vernünftig gerechtfertigt erscheint. Das Ich hat also nur dann gewisse Selbstsicherheit, wenn es konturlos im Kollektiv aufgeht. Das subtile Zusammenspiel von kollektiver und individueller Identität, das für die Identitätsproblematik wichtig ist, wird gerade durch Konturlosigkeit

keit und Konfusion bewerkstelligt. Nun wird nach all dem Gesagten auch leichter zu erkennen sein, wo die von den Japanern so gern, eifrig und oft krampfhaft praktizierten, inzwischen ihres religiösen Ursprungs enthobenen Rituale anzusiedeln sind. Denn in der Grauzone, die durch Konfusion der Lebenssphären entsteht, müssen Furchen gezogen werden, damit man sich dort zurechtfinden kann. Hier haben die Rituale identitätssichernde Funktionen. Sobald sich die Japaner auf bewährte rituelle (zeremonielle) Regeln verstehen und sie beherrschen, die ihnen eine Verbindung zum Kollektiv herstellen, fühlen sie sich sicher, fühlen sie sich mit gesicherter Identität im Kollektiv aufgehoben, glauben sie, ihre Stellung im Leben gesichert zu haben. In gewisser Hinsicht kann man also Sozialisation als Erlernen von rituellen Regeln, als Einweihung in den Kreis derjenigen, die mit Hilfe von rituellen Regeln je nach Bedarf Vermischung von Lebenssphären zustande bringen können (shikkarishitekita) sehen. In diesem Zusammenhang erwähne ich nur den rituellen Austausch von Visitenkarten, auf denen die Firmennamen, um die es eigentlich geht, mitgedruckt sind, oder den halbjährlichen Austausch, oft einseitige Zusendung von Geschenken (vielfach von großen Kaufhäusern angeheizt und kommerzialisiert). Dass, entsprechend dem jetzt versuchsweise grob beschriebenen Psychogramm, Japaner, wenn sie als Individuen auftreten müssen, manchmal Kontaktschwierigkeiten haben, zeigen die von vielen Verhaltensforschern bereits beobachteten häufigen Blickabwendungen während des Vis-a-vis-Gesprächs.

Das Individuum im okzidentalischen Sinne mit seiner klaren Trennung von eigener Innenwelt und der von ihm vergegenständlichten bzw. von ihm zu beherrschenden Außenwelt, das Individuum mit seinem wenigstens prinzipiell auf Vernunftebene eingesehenen und akzeptierten Verhältnis zur gemeinsam ausgehandelten Rechtsnorm, mit seiner Distanzierung vom kollektivistisch gefärbten Traditionszusammenhang, mit seiner im Sozialisationsprozess erlernten Fähigkeit zu klarer Trennung von verschiedenen Lebenssphären, mit seiner Fähigkeit zur Rechtfertigung und Verteidigung der eigenen Rechtsposition - dieses Individuum, das für die Entstehung und das Funktionieren einer modernen Gesellschaft allerwichtigste Voraussetzung sein sollte, scheint in Japan eine ganz andere Prägung, eine ganz andersartige Entfaltung, aber auch eine ganz andere Strategie der Grenzüberschreitung entwickelt zu haben.

Die in Japan allgemein verbreitete Ich-Struktur zeichnet sich durch das Fehlen einer solchen Abgrenzung der einzelnen Sphären aus. Man könnte sie vielmehr besser durch Ausdehnung in die Breite mit vagen, verschwommenen Rändern bei gleichzeitig punktuelltem Charakter beschreiben. Die Breitenausdehnung zeigt sich z.B. in der Identifikation mit der Firma und hat die Konfusion von Lebenssphären und eine damit entstandene Grauzone zur Voraussetzung. Allerdings reicht sie nur so weit, wie der Umfang des jeweiligen Kollektivs reicht. Was außerhalb liegt, schert einen nicht. Darauf beruht die berühmte japanische Trennung von außen und innen. Das japanische Sprichwort: »Die Reisenden«, wohl die Reisenden in einer Gruppe, »können ihre Schandtaten ruhig dort lassen, wo sie begangen wurden« ist ein symptomatisches Beispiel. Jede Gruppe, sei es die Familie oder Firma, sei es auch der Club der Absolventen einer bestimmten Universität oder gar eine bestimmte wissenschaftliche Disziplin, schirmt sich intuitiv von einer anderen Gruppe ab. Bei uns hat man einen guten Spürsinn, ob und wie weit das Gegenüber sich anders verhält als jemand innerhalb der eigenen Gruppe, wie weit der Gesprächspartner eine andere Mentalität hat. (Dieses fast unmerkliche Sich-Abschirmen zeigt sich am deutlichsten beim Umgang mit Ausländern. Man ist zwar sehr höflich, gastfreundlich, aber im Grunde genommen nicht bereit, sich persönlich im eigentlichen Sinne des Wortes auf die Angelegenheiten der Ausländer einzulassen).

Diese Einteilung von dem Außen und dem Innen ist natürlich dem hochkomplexen gesellschaftlichen System entsprechend inzwischen vielfältig in sich gegliedert. Man gehört gleichzeitig zu verschiedenen Gruppierungen, man steht praktisch am Kreuzungspunkt von verschieden eingekreisten Gruppierungen. Diese Einteilung hat dort ihre äußerste Grenze, wo das Land Japan aufhört, d.h. in der Unterscheidung von Japanern und Nicht-Japanern.

Es gibt diesbezüglich zwei interessante Umfrageergebnisse, die sich nur scheinbar widersprechen: Auf die Frage nach der Zielvorstellung des eigenen Lebens hat ein großer Prozentsatz von Leuten, Jung und Alt, Mann und Frau, ein angenehmes (komfortables) gesichertes Leben an die erste Stelle gesetzt. Entsprechend der inzwischen weltweit verbreiteten hedonistischen Denkweise haben dagegen die Ziele, z.B. für eine bessere Gesellschaft, für mehr Gerechtigkeit arbeiten, sich politisch betätigen, sehr schlecht abgeschnitten. Nur wenige Japaner wollen also für die Verbesserung der Gesellschaft arbeiten.

Auf die Frage jedoch, ob sie glücklich (shiawase) sind, als Japaner geboren zu sein und ob sie für Japan etwas Nützliches tun wollen, haben wiederum erstaunlich viele positiv reagiert. Für die Gesellschaft hat man wenig Interesse; aber für Japan möchte man nützlich sein. Wir können sehen, dass nach dem bisher Dargelegten dies für Japaner kein Widerspruch ist.

Das japanische Ich, wenn man hier mit dieser Formulierung die an sich unzulässige Verallgemeinerung riskieren darf, hat aber neben der breiten Ausdehnung einen punktuellen Charakter. Es weiß sich in Beziehungen, in Funktionen aufzulösen. Es kann ohne großen inneren Widerstand zu einem Pünktchen, zu einem bloßen Funktions- und Energieträger werden - falls bei gleichzeitiger Vermischung von Lebenssphären, bei gleichzeitiger Erweiterung des Ich das Ganze besser funktioniert, das Kollektive zum Tragen kommt. Man ist also bereit, zum Wohl der Firma schlecht bezahlte Überstunden zu machen, in der unbewussten Erwartung, dass es sich, langfristig gesehen, doch für beide Seiten auszahlt. Man ist auch bereit, so lange im Büro zu bleiben, wie die engsten Mitarbeiter noch zu tun haben, um später in einer guten Atmosphäre in einer Kneipe zusammensitzen zu können (ii kimochi de), (otagain ii kimochide shigoto schitai) Also: Ausdehnung bzw. Aufblähung aufs Kollektive hin und Reduzierung, ja Zusammenschrumpfung auf einen funktionellen Punkt (mit viel Verdrängung) - beides ist kennzeichnend für diese Ich-Struktur. Es sei aber hier kurz angemerkt, dass diese Beschreibung nicht pauschalisiert werden darf. In jeder modernen Gesellschaft stecken alternative und oppositionelle Momente. Den Erziehungsstil in den fünfziger Jahren in der alten Bundesrepublik kann man wohl mit Johanna Haarer charakterisieren, die ja mit der Trinität von Zucht, Unterwerfung und Reinlichkeit scenebeherrschend war. Es gab aber nicht nur Ausnahmen, sondern auch starke Oppositionen dagegen. Das gilt wohl auch für Japan, worauf ich hier nicht eingehen kann.

Ich weiß, dass sehr viel von dem, was ich jetzt ganz grob skizzenhaft vorgestellt habe, für Europäer irgendwie unmöglich oder rätselhaft erscheint. Man hat in Japan als Angestellter kaum Zeit für das Privatleben, trotzdem denkt man letzten Endes nur an das Interesse der kleinsten Gruppe, zu der man überhaupt gehört, nämlich das der Familie. Wie lässt sich das zusammenbringen, würde ein Europäer fragen. Es ist tatsächlich so, dass beim theoretischen Analysieren alles den Eindruck hinterlässt, als ob die japanische Gesellschaft

vormoderne oder voraufklärerische Züge hätte, als ob es sich um eine sehr »unreife« Gesellschaft handelte, wie einmal ein »SPIEGEL«-Reporter in seinem Artikel über japanische Frauen geschrieben hat, eine Gesellschaft, in der es sich nur schwer, d.h. nur unter Inkaufnahme von Repressionen leben lässt. Praktisch gesehen, ist es aber so, dass es sich in ihr relativ angenehm leben lässt, mindestens subjektiv - gerade wegen des Harmoniestrebens, gerade weil jeder von einer gewissen Wärme umhüllt werden möchte. Die ganze Verklemmung der Gefühle, die Verhärtung, die man - um mit Max Weber zu sprechen - im Westen für die zunehmende Versachlichung des Lebens zahlt, bekommt man in Japan nicht in dem europäischen Ausmaß zu spüren.

In vielen Industrienationen hat, wie jeder weiß, das expandierende Wirtschaftsleben auf der Ebene des Alltagslebens gewisse auflösende Wirkungen mit sich gebracht (für die man natürlich verschiedene Interpretationen liefern kann): Entkoppelung von den traditionell eingespielten Lebens- und Umgangsformen, sachlich-nüchterne Einstellungen gegenüber den Institutionen, wie beispielsweise Auffassung der Schule als bloßer qualifikationserteilender Übergangsstanz, aber auch Erosionserscheinungen im Verhältnis der Geschlechter und im familiären Leben, höhnisch-spöttische Einstellung zu den früher als problemlos akzeptierten Sitten und Gebräuchen oder Ritualen, deren Ursprung oft religiöser Natur sind. Dies alles gilt auch ganz bestimmt für die japanische Gesellschaft. Man denke nur an zunehmende Gewalttätigkeiten in der Schule, an die auch in unseren Großstädten vagabundierenden Jugendlichen usw.

Andererseits kann man bei uns in vielerlei Hinsicht durchaus die Rehabilitierung und Restabilisierung traditioneller Lebensformen beobachten. Ich meine damit zunächst die Rückwendung zur traditionellen Einstellung gegenüber dem, was man mit europäischer Begrifflichkeit doch Religion nennen muss, also gegenüber unserem Ahnenkult, gegenüber Shintoistischen und Buddhistischen Sitten. Viele Umfragen zeigen, dass immer mehr Leute nach der buddhistischen Sitte im Frühling und Herbst ihr Familiengrab besuchen, dass immer mehr Leute beim Jahreswechsel zu einem Schrein oder einem Tempel gehen, dass immer mehr Japaner auf die Frage, ob sie ihre Ahnen verehren, positiv antworten.

Ich zähle zu dieser ganz wertfrei gemeinten Rückwärtstendenz auch die Ritualisierung des wieder erstarkten Harmoniestrebens. Je mehr

durch das Nichttrennen von Lebenssphären das Gefühl der Zusammengehörigkeit angestrebt bzw. geschürt wird, je mehr für das Funktionieren des Ganzen die Vermischung im Alltagsleben praktiziert wird, je mehr gesellschaftliche Stabilität dadurch erlangt wird, desto mehr werden Umgangsformen, Prozesse der Willensbildung ritualisiert. Das gilt fast generell: von der Hochzeitsfeier über die Schulzeremonie bis Bōnenkai, von dem Entscheidungsstil in großen politischen Instanzen über die Fakultätssitzungen bis zur wissenschaftlichen Diskussion. Wo ein Interessenunterschied besteht, können Rituale nach außen den Eindruck von Harmonie vermitteln, und damit werden nicht nur Interessen vertuscht, sondern - und das ist wichtig - die Interessenlage wird tatsächlich geändert.

In diesen Zusammenhang gehören Umfrageergebnisse, die über das Selbstverständnis der Frauen Aufschluss geben und die ich im Folgenden kurz vorstellen möchte, obwohl bei der Interpretation eine gewisse Vorsicht geboten ist. Um das Resultat vorwegzunehmen: Bei den Frauen sind Rückzugstendenzen eindeutig. Auf die Frage nach dem Idealbild der verheirateten Frauen haben 80% der befragten Hausfrauen »Heim und Herd hüten« als Antwort gewählt, während nur 12 % meinen, die Frauen sollten besser eine Arbeit haben und sich gesellschaftlich betätigen. Auch von den Frauen mit höherer Ausbildung (mit abgeschlossenem Studium), die selbst berufstätig sind, hat nur jede vierte für die Beibehaltung des Berufs plädiert. Auch der Anteil der gesellschaftlich orientierten (bewussten) Frauen, die für ihre Töchter berufliche Qualifikation, wirtschaftliche Unabhängigkeit, gesellschaftlich relevante Arbeit wünschen, hat sich ziemlich radikal verringert: Von den Frauen, die 1956 ihr Studium abgeschlossen haben, wünschen es 45%; von denen mit Abschluss im Jahre 1961 noch 40%; von denen mit Abschluss im Jahr 1966 33% und von denen mit Abschluss im Jahre 1991 nur noch 19 % - und das in Parallele zur wirtschaftlichen Expansion Japans. Es studieren natürlich immer mehr Frauen an unseren Hochschulen, dabei ist jedoch in erster Linie nicht an Ausbildung gedacht, sondern nur an sogenannte Bildung (*kyōyō o minitsukeru*). Über den Stellenwert dieses weiblichen Bildungsstrebens, die den philosophischen Fakultäten der großen Privatuniversitäten praktisch ihre Existenz sichert, kann man lange diskutieren. Aber eines ist nach all dem Gesagten deutlich: Die auf Harmonie hin orientierte sanfte soziale Kontrolle hat sich, z.T. verbunden mit der Tendenz zur Re-ritualisierung des Lebens, in dieser modernen Gesellschaft als funktionsträchtig erwie-

sen. Und diese soziale Kontrolle, die sowohl für das ausgedehnte als auch das auf die Funktion zusammengeschrumpfte Ich gilt, hat bei solchen Hausfrauen, deren Selbstverständnis wir jetzt kennengelernt haben, ihren Handlanger im familiären Bereich - ein Phänomen, das man in Betracht ziehen muss, wenn es um die Eltern-Kind-Beziehung geht.

Was in diesem gesellschaftlichen Leben verlangt bzw. als erwünschte Vorstellung von den Eltern den Kindern nahegebracht wird, ist nicht Prinzipientreue, sondern Bereitschaft zum Nachgeben, Konzilianz und Flexibilität; nicht Selbstartikulation, sondern rücksichtsvolles Andeuten, Um- und Nachsichtigkeit; nicht die Sache als Sache hinstellen, sondern kommunikative Einfühlsamkeit, bei der die Sache im Zusammenhang mit konkreten Menschen gesehen wird, die mit ihr zu tun haben. Minami Hiroshi, der neuerdings in einem Buch die »Identitätsschwäche« der Japaner ausführlich behandelt, stellt den Katalog der in Japan erwünschten Charaktereigenschaften, wie folgt, zusammen: »omoiyari« (Einfühlsamkeit), »yasashisa« (Zärtlichkeit), »yûzûgakiku« (Flexibilität), »manomotasekataga umai, hito o tateru« usw. (Und bei der Aufzählung merke ich, dass alle in Klammern versuchsweise gegebenen möglichen deutschen Entsprechungen gar nicht genau genug den Gehalt dieser japanischen Ausdrücke wiedergeben, der Ausdrücke, mit denen die Japaner tagtäglich umgehen, mit denen sie ihr Alltagsleben interpretieren. Sie spielen für das Zustandekommen oder Aufhören der sozialen Verhältnisse eine entscheidende Rolle und sind für die Gesamtheit der Umgangsformen konstitutiv.)

Damit sind aber sicherlich in etwa die Eigenschaften angesprochen, die zusammen mit den beschriebenen Formen des japanischen Alltagslebens, mit vielen Konfusionserscheinungen, eine Response sind auf die relativ schnelle Durchsetzung der modernen Gesellschaftsformation; der Versuch, Spannungen, Repressionen, auch psychische Belastungen, die mit dem Eindringen moderner Lebensformen entstanden sind, zu verkraften, einigermaßen auszugleichen und dadurch aufzufangen, dass an den in der Tradition bewährten Spielregeln festgehalten wird.

Was die Schwerpunktsetzung künftiger Arbeit betrifft, so möchte ich mir erlauben, folgende Vorschläge zu machen: Inhaltlich sollten wir unser Augenmerk auf die Schnittfläche richten, wo die traditionell eingespielten Lebensformen und moderne Lebensstile miteinander

kollidieren. Es sollten dabei Selbstverständnisse, Einstellungen und subjektive Sinndeutungen der Japaner in Bezug auf solche Kollisionen und Konfusionen beleuchtet werden, und das kann man methodisch am besten durch ein langes intensives, ggf. von deutschen und japanischen Wissenschaftlern gemeinsam durchgeführtes Interview (In-Depth-Interview) erfassen. Dadurch können auch unsere Interpretationsrahmen ständig relativiert werden, und dieser Relativierungsprozess kann vielleicht weiteren und besseren Aufschluss geben über die Eigenarten der beiden Kulturkreise als bisher.

Nachträgliche Anmerkung von 2021. Die hier zitierten Umfrageergebnisse stammen aus den Jahresberichten von dem an der staatlichen Rundfunkanstalt (NHK) anhängigen Meinungsforschungsinstitut der späten 80er Jahre⁴, also aus dem Vorabend der damals schon in anderen Teilen der Welt angefangenen, in Japan aber mit Verspätung ansetzenden lang anhaltenden weltweiten Revolution in Geschlechterverhältnissen. Im Konflikt auf der breiten Front zwischen denjenigen, die morgen anders leben wollen als heute und denjenigen beharrenden Kräften, die vieles wie bisher behalten wollten, befindet sich in Japan zur Zeit in einer Patt-Situation.

⁴ NHK hôsô bunka-kenkyûjo (NHK-Forschungsinstitut für Medienkultur, Gendai Nihonjin no ishiki kôzô (Befindlichkeit im zeitgenössischen Japan), Bd. 2. 1985, Bd. 3. 1991.

